



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reisetagebuch aus dem österreichischen Oberland : 4. Der Hof und die  
Ischler.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Reisetagebuch aus dem österreichischen Oberland.

### 4. Der Hof und die Ischler.

Auf der Lüneburger Heide waren am 19. August 1849 gerade so viele, so hohe und reizende Gebirge zu sehen, wie im Thale von Ischl. Am 18. nämlich, Sonnabends, zum Geburtstage des Kaisers Franz Joseph, sollte ich dort eintreffen, ahnte jedoch nicht, daß mir ein Courier vorausgeeilt war, der eine für Himmel und Erde gleich wichtige Botschaft in der Tasche trug. In Folge davon verließ der junge Monarch augenblicklich sein Residenzdorf und reiste nach Wien ab, — eine Stunde vor Ischl begegnete ich seinen vier Schimmeln, — der Himmel aber, um mit den Radikalen zu reden, „weinte vor Wuth über Görgey's Ergebung“ von demselben Sonnabend an bis zum darauf folgenden Freitag. Der Ischle „Schnürelregen,“ von welchem Sie im Auslande wahrscheinlich keinen Begriff haben, verdiente wohl ein eigenes Kapitel. In den ersten Tagen seiner Herrschaft machte er mir eine wahre Freude; stundenlang stand ich am Fenster und konnte nicht umhin, diesen unerbittlichen, mit fortwährend steigender Wuth niederrauschenden sündfluthlichen Urregen, der über ganz Ischl Belagerungszustand und Hausarrest verhängte und in einer Entfernung von zwanzig Schritten schon Alles außer sich selbst unsichtbar machte, aufrichtig zu bewundern und mit Spannung zu beobachten. Nach achtundvierzigstündiger ruh- und athemloser Arbeit schien er einen Augenblick ermatten zu wollen, doch es war Täuschung, er trat nur in eine neue Phase. Während er nämlich den östlichen und nördlichen Himmel vollständig einnahm, wurde es im Westen stille. Dann stiegen dort unablässig gewaltige Rebel, die Geister des gefallenen Regens, von der Erde bis zur Sonnengegend auf, mit riesigen Wassereimern in den ostianischen Händen, welche sie auf der andern Seite, triumphirend niedergossen. So ging's in Einem fort wie ein Rad in der Wasserkunst. Der Fremde erschrickt anfangs über das seltene Schauspiel und fragt sich ängstlich, wann die Leute endlich anfangen werden, die Arche Noä zu bauen. Aber Ischl bleibt ruhig, die sandigen Straßen des sauberen Hofdorfes bleiben blank; die Luft ist dabei reiner als im Flachlande an schönen Maitagen und das glanzvolle Grün der Bäume, Büsche und Rasen vor Haus und Stadt scheint mit unersättlicher Wollust das überreichliche Maß einzusaugen und läßt die Genüsse ahnen, die dem geduldigen Wandrer nach Ueberstehung des Ausnahmezustandes bevorstehen. So befreundet er sich allmählig mit dem Schnürelregen, läuft zu Bekannten und Freunden, wo er jedesmal frisch gebadet ankommt, und läßt sich die Chronique scandaleuse des Ortes erzählen, deren Blätter bei der Anwesenheit des Hofes stets von tausend und einem Märchen bis über den Rand bedeckt sind. Und so that auch ich.

Indeß, die Märchen, so lustig manche darunter klingen, behalte ich meist für mich und gebe hier nur die trockene Wahrheit, so wie ich sie aus dem Munde des verehrten Don Isidor Amabile geschöpft, eines freisinnigen und wanderlustigen österreichischen Cavaliers, den seit Jahren alle Seen und Berge des Salzkammerguts und alle Bettler von Hallstadt kennen. Er schilderte mir, während eines Spaziergangs unter den Colonnaden des Curhauses, das idyllische Sommerleben des Hofes in Ischl und die rührenden Festlichkeiten, die am Geburtstage des Kaisers stattgefunden, welche jedoch beinahe durch ein Attentat von Seiten der radikalen Partei gestört worden wären. Freitag am 17. war große Jagd in der Umgegend, bei der es dem Kaiser gelang, sechs Gamsen, die ihm zugetrieben wurden, zu erlegen; allgemein galt es als ein günstiges Vorzeichen. So, sagte man, werden die „tollkühnen Springer auf den Klippen der Schwindelfreiheit“ den „vereinten Kräften“ des Kaisers und der gutgesinnten Zutreiber erliegen. Am Abend war nicht nur Ischl feenhaft beleuchtet, sondern auf den Bergen ringsum brannten furchtbar große Freudenfeuer, und leicht hätte, wie Anno 1834 bei Aulsee, als Erzherzog Karl hinkam, ein Waldbrand entstehen können, wenn die Thränen des Himmels nicht diese Flammen zügelloser Begeisterung zur rechten Zeit gelöscht hätten. Als endlich auf der Esplanade vor der bekränzten Wohnung der Erzherzogin Sophie die Musikchöre das Gott erhalte! spielten und der Kaiser sich einen Augenblick auf dem Altan zeigte, wurde, obgleich Seine Majestät kein Wort sprach, die Rührung so groß, daß Frau von Rubelstein und Baronin von Guldenstern à tempo und so laut, daß Graf Gränne, der Adjutant des Kaisers, es hören mußte, ausriefen: Kutscher, ich muß nach Hause fahren, um mich auszuweinen. Unter den Transparenten war am treuherzigsten, schon durch seine sprachliche Naivität, das am Hause des bekannten Reitkünstlers und Schwiegerohns von Metternich, des Grafen Sandor. Ueber dem Portal seiner Villa steht eine steinerne Mutter Gottes in einer Nische. Darüber nun hatte der Graf eigenhändig in flammenden orangegelben Buchstaben die Ausrufung gesetzt: Beschütze Ihm! — Sie erwähnten etwas von einem Attentat, unterbrach ich meinen Cicerone. — Gewiß, Don Isidor hatte selbst die Hand im Spiele. Etwa zehn junge Leute, Studenten und andere Reisende, hatten einige Tage vor dem Geburtsfest sich bei mir zum Punsch versammelt und gaben mir, nach der ersten Bowle, das Wort, mein Vorhaben muthig ausführen zu helfen. Wir verschworen uns, am Freitag Abend in einer Reihe uns vor dem Portal des erzherzoglichen Hauses offen hinzustellen und im Augenblick, wo der junge Kaiser sich zeigen würde, mit aller Kraft, die uns zu Gebote stand, — Amnestie! zu schreien. Amnestie, das Volk bittet um Amnestie! — Nun, und was wurde daraus? fragte ich. — Das Unternehmen, erwiderte er lächelnd, hatte das Schicksal der meisten Verschwörungen.

Als es zum Schreien kam, stand ich allein, und zum Ueberfluß fasten mich

sämmtliche drei Badeärzte von Ischl an Armen und Rockschößen — einer von uns hatte also geplaudert — um mich fortzuschleppen. Sie hielten mich für unsinnig genug, auf eigene Faust eine Demonstration machen zu wollen, was mir nicht einfiel; und sie glaubten Ischl gerettet zu haben, als ich im Gasthof zur Post saß und ruhig mein Abendbrot verzehrte. — Glauben Sie, der Kaiser hätte den Amnestieruf zornig aufgenommen? — Gnädig keinesfalls, er hätte ihn doch in Verlegenheit gesetzt. Man findet nicht immer aus dem Stegreif eine glücklich ausweichende Antwort. — Sie kennen ja Franz Joseph persönlich, was halten Sie von ihm? — Vom Kaiser? Nun, es ist ein ziemlich artiger junger Mann von 19 Jahren; wollen Sie einen fertigen Charakter in diesem Alter? Kronprinzen und angehende Monarchen sind immer Gegenstand entgegengesetzter Sagen und Prophezeihungen, in denen sich nur die bösen oder guten Träume des Volkes spiegeln. Die Schule, welche er durchgemacht hat, ist eine bedenkliche. Die langjährigen Bemühungen seiner Mutter, ihn auf den Thron zu bringen, können ihm nicht geheim geblieben sein, und daß sie nur durch das Scheitern einer im ersten Keim von der Erzherzogin begünstigten Revolution mit Erfolg gekrönt wurden, daß die Bombardements so vieler Hauptstädte und die Hinrichtungsfußladungen seine Erhebung einläuten mußten, wird ihm stets vorschweben. Prüfungen, die ein Monarch in Gemeinschaft mit seinem Volke gegen den äußern Feind übersteht, wären sie noch so demüthigend gewesen, stärken das gegenseitige Vertrauen; andere Nachwirkung hinterlassen die schwer erfochtenen Siege über den innern Feind. Das versteht sich von selbst. Franz Joseph sah den stolzen Hofadel Altösterreichs schmähtlich in den Staub getreten, er sah einen Prinzen, der in Ungarn der Volkspartei die Hand gedrückt, in ruhmlose Verbannung ziehn; er hat seinen Vorgänger, Ferdinand, den Guten, wie man unten elegisch und oben spottend sagt, ihn, der mit eigenen Ohren nicht auf das Volk schießen hören konnte, zweimal aus der Burg fliehen gesehen und er selbst zog endlich mehr noch mit Hilfe russischer Dekrete als russischer Bayonnette als Triumphator über zwei Drittel seiner Unterthanen in Schönbrunn ein. Aus solchen Ereignissen zieht man bei Hofe eigenthümliche, bittere Lehren, die sich in ein achtzehnjähriges Herz mit Flammenschrift eingraben. Auch Franz I. kam als Jüngling auf den Thron, 1792, und hat den Schrecken über den damaligen Feuerlärm, der doch nur von außen kam, sein Lebtage nicht aus den Gliedern gebracht. Deshalb fürchte ich, das Volkswort nennt den jungen Kaiser nicht ohne prophetischen Instinkt: mehr Franz als Joseph. Seine einseitig soldatische Richtung ergiebt sich selbst aus den Ven- oder Maltrovatos seiner Anbeter, die ihm täglich seinjollende Geniesprüche in den Mund legen: meist schlechte Uebersetzungen alter Kaiseranekdoten. Ich wünsche den Erfindern mehr Geschick und Geschmaak.

Feiner als diese Art von Höflingen ist das Volk in seinen Ventrovatos. Sie Grenzboten. IV. 1849.

wissen, der Kaiser soll in einem zarten Verhältniß zur wunderschönen Frau eines italienischen Prinzen stehen, der österreichischer General ist und dessen Familie nur durch unsere Hilfe auf ihrem kleinen Thron erhalten wird. Die Stadt B., wo der Prinz kommandirender General ist, genießt daher oft die Ehre des kaiserlichen Besuchs, die Nationalgarde von B. ist fortwährend auf den Paradebeinen, und die Hornisten derselben haben vom ewigen Ständchenblasen aufgesprungene Lippen. Eines Tages marschirt die Bürgerwehr an der Wohnung des Generals vorbei und spielt den Grenadiermarsch. Sogleich springt der Kaiser in der lebhaftesten Aufregung von seinem Sitz an der Seite der jungen Prinzessin, läßt ihre weiche Hand fahren und schickt nach drei Oberoffizieren der Nationalgarde, denen er nachdrücklich, mit Hinweisung auf das Militärreglement, beweiset und bedeutet, daß sie kein Recht auf den Grenadiermarsch hätten, indem die Garde nicht aus Grenadieren, sondern aus gewöhnlichen Musketieren bestehe. Seine Majestät nahm die Sache sehr ernst, und indem er mit einer Eifersucht, die eines interessanteren Gegenstands würdig gewesen wäre, für das Vorrecht der Grenadiere sich erhob, glühten seine jugendlichen Wangen in so schönem Zorn und der Ton seiner Stimme war dabei so weich und gekränkt, daß die Deputation ihm weder gram sein konnte, noch zu widersprechen wagte. Die Nationalgarde jedoch, die vom Militärreglement unabhängig und allen Grenadieren Europas gleich berechtigt zu sein glaubt, beschloß einstimmig Opposition zu machen. Als der Kaiser das nächste Mal nach B. kam, marschirte sie absichtlich wieder am selben Hause vorbei und spielte den Grenadiermarsch, aber ganz leise, mit gedämpften Trommeln und Trompeten. — Und was würde dieser kindische Zug beweisen, wenn er wahr wäre? Das würde den Kaiser nicht hindern, mit der Zeit ein Harun-al-Raschid zu werden, ein aufgeklärter Sultan, wie ihn die Masse des österreichischen Volkes zu wünschen scheint. — Ein anderes Geschichtchen, sagte Don Isidor Amabile, welches seiner Zeit in vielen Volkskreisen mit begeisterter Zuversicht erzählt wurde, gibt dem knabenhaften Trotz, der sich zuweilen im Gesicht Franz Joseph's ausspricht, eine höhere und zwar liberale Richtung. Als die ungarischen Kriegswürfel zweifelhaft standen, und die russische Intervention noch nicht beschlossen war, rief Franz Joseph in romantischer Aufwallung: „Ich brauche keine Armee, ich gehe allein nach Ungarn und rede mit Kossuth. Wir werden uns ausgleichen. Ich kenne Kossuth und Batthyani persönlich und bin erst voriges Jahr (1847) zu Presburg in einem Wagen mit ihnen ausgefahren. Diese Leute sind nicht so schlecht, als man mir sie täglich machen will.“ Als die Mutter des Kaisers dieses hörte, erschreckte sie sehr und also redete sie: „Mein Sohn, du bist ein constitutioneller Kaiser und mußt daher thun, was deine Minister sagen.“ — „Frau Mutter,“ entgegnete er; „ich weiß auch, was Constitution ist. Diese Minister habe ich mir nicht gewählt. Ein constitutioneller Kaiser ernennt seine Minister selbst und jagt sie fort, wenn sie ihm nicht mehr gefallen. Das werde ich thun. Ich brauche Niemanden zu

gehörchen, auch meiner Mutter nicht.“ Doch Klatsch, kaum waren die letzten Worte seinen Lippen entflohen, so erinnerte die Hand der Mutter des Kaisers Antlitz daran, daß gewisse patriarchalische Strafen in Oestreich nicht ganz abgeschafft sind. Der junge Kaiser fuhr auf, wie vom Blitz gerührt, griff mit beiden Händen nach der Krone auf seinem Haupt und wollte sie der Mutter vor die Füße werfen, wie Jemand sagt: Bei solcher Behandlung mag ein Anderer Kaiser sein!, besann sich jedoch im Nu eines Bessern und klingelte nach dem Obersthofmeister, Fürsten Karl Liechtenstein, dem er in würdevollstem Tone den Befehl gab, Ihrer kaiserlichen Hoheit den Arm zu reichen. Das östreichische Volk hatte, durch's Fenster guckend, die Szene mit angesehen und klatschte Bravo!

Und die Moral dieser Fabel? — Daß ein großer Theil des Publikums, zugleich radikal und dynastisch, noch vor Kurzem goldene Hoffnungen auf die Emancipation des Kaisers vom Gängelbände seiner Mutter hatte. Erzherzogin Sophie ist eine Frau von großem Unternehmungsgeist und herrischen Anlagen, sie überragt, wie Saul, alles Volk bei Hof, im Cabinet und auf der Gasse um einen Kopf. Sie warf Metternich über Bord und entwand den Studenten das Steueruder. Selbst ihre Niederlagen wußte sie siegreich zu benützen. Mit der Abdankung Ferdinand's war ihre Rolle glücklich ausgespielt und von ihrem jetzigen Einfluß hat man übertriebene Vorstellungen. Ihr mütterlicher Ehrgeiz ist gestillt und sie hat sich, erschöpft von der Riesenarbeit, zurückgezogen, um in Ruh und Frieden den Undank der Welt zu genießen, denn im Volke gilt sie immer noch als die Wettermacherin und selbst die künftigen Orkane und Schiffbrüche, die Oestreich bevorstehen, wird man ihren diplomatischen Künsten zuschreiben. Wenn sie heute stirbt, wird das abergläubische Volk ihren Tod für ein vom Hof und der Polizei ausgesprengtes Gerücht halten, wie es aus andern Gründen einst Kaiser Joseph's Tod nicht glaubte, und wird sagen: Sie lebt, sie hat sich nur in ein Kloster eingeschlossen und strickt dort Liguorianerneze und fabrizirt Nacht.

Sie haben die hohe Frau gewiß in früheren Jahren an schönen Wintermittagen auf der Wiener Bastei wandeln gesehn, in flatterndem Purpurgewand, stolz auf ihre Geburt und Schönheit, aller Blicke und Grüße herausfordernd und mit halbem Kopfnicken dankend. Jetzt werden Sie zuweilen auf der Esplanade einer langen Frauengestalt begegnen, mit schwankendem Gang, aber den Kopf im Nacken, das Antlitz scheint aus verschossenem Purpur oder aus heftisch rothem Herbsstaub gebildet. Neben oder häufiger hinter ihr spaziert, mit seitwärts gesenktem Haupt, ein sanfter Herr, den jeder Maler zu einem Modell für den heiligen Nepomuck nehmen könnte, darauf folgt ein Lakai mit einem Gebetbuch in der Hand. Das ist die Erzherzogin Sophie, die ihren Gemahl Franz Karl zur Kirche führt. Ich werde Sie auf die Gruppe aufmerksam machen, denn Sie würden die hohe Frau von der Wiener Bastei nicht wieder erkennen. Binnen zehn Monaten ist sie um zweimal so viel Jahre gealtert. Und seltsam, trotz der Wohlthaten, welche sie

Ischl erweist, ist sie hier kaum mehr geliebt als in der Wiener Vorstadt Gumpendorff; man beachtet sie kaum und zollt ihr nur bei offiziellen Ausnahmส์gelegenheiten mehr als den nothwendigen und vorgeschriebenen Respect. Sie kennt diese Stimmung, aber die Schwester des bairischen Ludwig hat sich von den Habsburgern von jeher dadurch unterschieden, daß sie die Kunst, sich in 24 Stunden populär zu machen, niemals auswendig lernen wollte und geradezu verachtete. In großen Dingen klug und geduldig, in kleinen jäh und taktlos, pflegt sie oft die öffentliche Meinung oder die Eitelkeit des Publikums, wie man's eben nennen will, empfindlich vor den Kopf zu stoßen. War sie doch im Stande, der ehrsamem Ischler Nationalgarde, als sie ihr ein Ständchen brachte und sie dadurch im Depeschelesen störte, durch den Grafen Wurmbbrand sagen zu lassen, „die Bande mit ihrem dummen Gedudel solle sich zum Teufel scheren.“ Und mußte nicht beim Stadtballe, der jährlich dem Hof zu Ehren stattfindet, das Publikum in drei Abtheilungen gesondert werden; hoher Adel, niederer Adel, Bürgervolk; gleichsam Rechte, Centrum und Linke! Und hat die Erzherzogin nicht mit auffallender Absichtlichkeit der Linken fortwährend den Rücken gekehrt, das Centrum bloß ein einziges Mal begrüßt und ausschließlich mit der Rechten gesprochen! — Solche Verstöße gegen das Abo der dynastischen Regierungspolitik kamen vor 48 nicht vor. Ja, diese Wittelsbacherin ist ein fremder Blutstropfen im Hause Habsburg; er rollt in den Adern Franz Joseph's fort und wird seine Macht noch entwickeln. Er erklärt manche sonderbare Wendung und Färbung der letzten Ereignisse, und wer weiß, welchen Einfluß dieses neue Element auf die künftige Geschichte Oesterreichs üben wird.

Und wie denken die Ischler über die Welthändel? — Wen meinen Sie unter den Ischlern? Die Sommerresidenzler? Die falschen Steyrer? Oder die Autochthonen? Die erste Klasse ist natürlich schwarzgelb bis unter die Nägel, einige Prachtexemplare der zweiten Gattung werde ich Ihnen morgen zeigen, die Eingebornen aber sind gute Ischler Patrioten. Sie sind radikal und konservativ, aufgeklärt und mönchisch, kaiserlich und magyarisches zugleich und ohne inconsequent zu sein. Ihre Gesinnung ist der Kosmopolitismus aller Badeortbewohner. Sie freuen sich mit dem Schlechtgestimmten, der vor dem Späher-Aug und Ohr der Spizel in die Berge entflohen ist, wo Niemand erhört, was er aus dem Schlaf spricht, eben so warm und freundlich, wie mit dem Gutgestimmten, der nach Ischl zieht, weil in Wien noch immer zu viel confiscirte Gesichter mit Augengläsern und Schnurbärten herumlaufen; sie tunken den Einen wie den Andern mit gleicher Liebe in ihre stärkende Salzsole. Zu Jenem sagen sie: Nicht wahr? Bei uns ist's schön, da gibt's keinen Stadtgraben; zu Diesem: Hier ist's hübsch ruhig, gnädiger Herr, bei uns gibt's keine Barrikaden. Wie der menschenfreundlichste Arzt gerne die Spitäler voll steht und den Tag verwünschen müßte, an dem ein heilendes Kraut für alle Krankheiten entdeckt und allgemein bekannt würde, eben so begreifen die Ischler vollkommen die Nothwendigkeit der Revolution von 1848

und der Reaction von 1849; beide haben ihnen Kostgänger in Schaaren zugesandt. Eigentlich sollte, da draußen in der Welt, fortwährend Kopfabschlagens gespielt werden, abwechselnd von Jakobinern und Junkern. Auch Pestilenz und Typhus wären willkommene Herrschaften-Zutreiber. „S'ist richtig mit dem Görgey,“ sagte mein Wirth heute Morgen resignirt; „und's kann schon sein, daß jetzt eine Ruh wird in Ungern und Wien. Aber,“ fuhr er mit unverholener Befriedigung fort, „dafür ist jetzt die Cholera in Wien schreckbar gefährlich ausgebrochen!“ — Gott verläßt die Seinen nicht. Und doch laß ich auf die Ischler Nichts kommen; es ist ein Völkchen von unglaublicher Gutmüthigkeit und Einfalt. Sie sollen im nächsten Kapitel Ihre Wunder sehen!

### Literaturblatt der Grenzboten.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dritte Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Von den Abhandlungen, welche das diesjährige Taschenbuch bringt, beziehen sich die beiden größeren wenigstens indirect auf die gegenwärtige Politik. Die erste derselben ist die „Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse“ von A. F. S. Schaumann. Sie hat einen apologetischen Anstrich, und sucht die Deutschen zu warnen, in übereiltem Idealismus nach einer engeren politischen Einheit zu streben, der sich die Interessen ebenso widersetzen als der Eigensinn. Die Parallele zwischen den beiden so weit auseinanderliegenden Versuchen, das deutsche Reich zu reorganisiren, ist immer interessant, wenn wir auch den Ansichten des Verfassers nicht überall beipflichten können. — Den Preis in diesem Jahrgang verdient die „Geschichte der deutschen Seemacht“ von F. W. Barthold. Sie führt das ominöse Wort: *A tale of the times of old! The deeds of days of other years!* und schärft dem deutschen Volk die unumstößliche Maxime ein: „Wer keinen Theil hat an der Seeherrschaft, hat keinen Theil am Welthandel; wer keinen Theil hat am Welthandel, hat keinen Theil an den Reichthümern der Welt.“ Die Darstellung beginnt mit dem Römischen Zeitalter und schließt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Sie ist ein wissenschaftlicher Erwerb. — Eine literarhistorische Monographie von G. C. Guhrauer: „Elisabeth Pfalzgräfin bei Rhein, Nebtiffin von Herford“ (die bekannte geistreiche Freundin des Decartes). Erste Abtheilung (1618—67), gibt einen interessanten Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. — Die Schilderung des wunderlichen Nationalisten H. F. Bahrdt (1741—71) von N. Prutz würde befriedigender sein, wenn sich der verdienstvolle Verfasser einer größern Concision befleißigt hätte. Das Publikum hat eine gewisse Geschwägigkeit gern, aber es gibt eine Grenze für die Concessionen, die man ihm zu machen hat. — Die Kunstgeschichte findet ihren Vertreter in G. F. Waagen: „Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Adrea Mantegna (geb. 1731) und Luca Signorelli.“ Eben so geistvoll als gründlich.

Deutsche Fahrten von Franz Schuselka. 2 Bände. Wien, 1849.  
Jasper, Hügel und Manz.

Der erste Band enthält Schilderungen und Reflexionen auf Reisen durch das westliche Deutschland, in dem Plauderton, wie ihn die deutschen Touristen vor der Revo-